



Peter Bialobrzeskis „Shanghai, 2001“. FOTO: PETER BIALOBRZESKI UND MUSEUM FÜR ARBEIT, HAMBURG

Die Gewaltigen

Das Wachsen der Megastädte ist nicht aufzuhalten

Rio de Janeiro: Schlammlawinen verschütten ganze Stadtteile und reißen Hunderte Menschen in den Tod. Beijing: Die Luft dieser und anderer Großstädte des Landes ist inzwischen so dreckig, dass selbst eine chinesische Wissenschaftsakademie sie als „für Menschen fast unbewohnbar“ erklärt. Kuala Lumpur: Wenn sich, wie immer häufiger, einer der gewaltigen Taifune über Städten wie dieser austobt, werden all die hinweggespült, die sich in den Sumpfböden der Mangroven angesiedelt haben, da also, wo das Wasser schnell kommt. Selbst New York, das reiche New York, wird von einem gewaltiger Wirbelsturm tagelang lahmgelegt. Und Istanbul? Wartet auf das große Beben, das die 14-Millionen-Stadt mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit in den nächsten Jahrzehnten treffen wird.

„Megapolis“ heißt die kleine, feine Ausstellung der Eres-Stiftung in München. Acht Künstler blicken auf die Megastädte der Welt und vor allem darauf, wie die Metropolen und ihre Bewohner mit dem großen Themenkomplex Klimawandel, Ernährung und Energie fertig werden. Denn gerade Megacities befördern den Wandel durch ihren extremen CO₂-Ausstoß, ihren Energieverbrauch und ihre gewaltigen Hunger – andererseits sind sie auch die größten Opfer der Folgen.

Dabei wirkt es, als ob sich die teilnehmenden Künstler manchmal besser in die Bedürfnisse der Favelas und Shantytowns hineinendenken können als große Planungsbüros. Ein Projekt wie das der Slowenin Marjetica Potrč gibt ehrlichere Problemlösungen als eine Menge jener Visionen bekannter Architekten, deren wunderbare, digitale Bilder einer zukünftigen Grünen Stadt mit ihren horizontalen Gärten ebenfalls gezeigt werden: Potrč hat Trockentouletten mit Bewohnern der Slums von Caracas gebaut. Wirklich, nicht virtuell.

In den Stadtlandschaften vor allem der Entwicklungs- und Schwellenländer existiert längst eine Welt aus Slums, die sich in die Wohngebiete der Reichen frisst, eine Welt der Land- und Klimaflüchtlinge, die sich in leer stehende Bauprojekte bankrotter Investoren einnisten wie im Torre David in Caracas, eine Welt illegaler Mini-Geschäfte und Manufakturen, die an den Pfeilern Shanghais' gewaltigen Hochautobahnen kleben wie Wespennester: Menschen als amorphe Masse, die sich ein Schattenleben und eine Schattenwirtschaft aufgebaut haben oder es zumindest versuchen – bis der nächste Tsunami kommt.

Gerhard Berz hat schon viele solche Orte gesehen – nach der Katastrophe. Als Leiter der Abteilung GeoRisiko-Forschung der Münchner Rück beurteilte der Meteorologe und Professor jahrzehntelang die Risiken, die gerade auch Megastädte bergen. Bei einem solchen Ansatz geht es um eine

Einschätzung der Realität, um eine ordentliche Prognose. Da hat der etwas naive Idealismus westlicher Großstadtbewohner, die auf die Rettung durch urbane Gärten setzen, ebenso wenig Platz wie der ideologische Streit darüber, ob der Klimawandel nun Katastrophen, also überdimensionierte Naturereignisse, überhaupt verursacht.

Denn davon ist Berz längst überzeugt, er muss ja nur auf die Statistik blicken. Gerade die Situation der Megastädte wird immer prekärer – und sei es nur, weil der Stadtboden so komplett versiegelt ist, dass bei starken Unwettern die Straßen gleich metertief unter Wasser stehen. Und je mehr Städte es in den Gefahrenzonen der Welt gibt, so Berz, desto größer ist auch die

Rückzug aufs Land? Nein, der Trend zur Verstädterung ist nicht aufzuhalten

Trefferwahrscheinlichkeit von Naturereignissen. Es wird schlimmer werden. Opfer? Wird es geben. Viele. Und gefährlich für die Weltwirtschaft könne es tatsächlich auch werden, wenn beispielsweise direkt unter einer Megastadt wie Tokio die Erde beben und die Stadt eine Woche zum Stillstand bringen würde. Alternativen, Rückzug aufs Land? Nein, der Trend zur Verstädterung sei nicht aufzuhalten.

Klar ist: Trotz aller Widrigkeiten werden die Menschen weiter in die Megacities drängen oder in jene namenlose Konglomerate aus Mittelstädten und Dörfern, die keine Mitte mehr haben, keinen Anfang und kein Ende. Bis 2025 werden über 60 Prozent der Menschen in Städten leben, davon ein großer Teil in den neuen Mega-Molochens Asiens, Südamerikas oder Afrikas. Und die meisten von ihnen sind arm, sie werden sich dort niederlassen, wo noch Platz ist, egal, ob es am Berghang lebensgefährlich wird beim nächsten Sturm. Es kümmert sich ja kaum einer der Verantwortlichen, hat Berz schon oft festgestellt. Sei es, weil einfach kein Geld da ist, um diese Menschen an sichereren Orten anzusiedeln, sei es, weil man dem Druck der Zuwanderung nicht mehr Herr wird (oder es zumindest glaubt), sei es, weil der zuständige administrative Überbau korrupt ist oder die Situation, wie etwa in Istanbul, verdrängt, weil man ja doch nichts machen könne. Wenn es zu schlimm wird, ziehen die Überlebenden weiter: Die Megastadt wird so zu einer riesigen urbanen Masse, die sich von hier nach dort schiebt, je nachdem, wo die Menschen einen neuen Platz finden.

PETRA STEINBERGER

Megapolis, Ausstellung mit Vortragsreihe, Eres Stiftung, Römerstraße 15, München. Bis 26. Juli.